



## **Geschichte der deutschen Kunst**

<<Das>> späte Mittelalter von Rudolf von Habsburg bis zu Maximilian I. :  
die Kunst der Gotik / Georg Dehio

**Dehio, Georg**

**Berlin [u.a.], 1930**

Schwaben

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96210](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96210)

Spätgotik gar nicht gehabt; was herkömmlich Renaissance genannt wird, ist ein gewechselter Mantel, unter dem die Spätgotik unbeirrt weiterlebt.

## II. LANDSCHAFTEN UND SCHULEN.

### SCHWABEN.

Den künstlerischen Mittelpunkt in diesem Jahrhundert bildete Ulm, und nicht für die Baukunst allein. Eine Stadt ohne Tradition. Sie war spät, erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, dann aber schnell emporgekommen. Sie besaß noch keine eigene Pfarrkirche, als 1377 der Grundstein zu der heute bestehenden gelegt wurde. Es hatte eine Hallenkirche von stattlichen, wenn auch nicht außerordentlichen Dimensionen werden sollen. Die ersten an ihr tätigen Meister, aus der Sippe der Parler, errichteten den noch bestehenden Chor nebst den ihn flankierenden Osttürmen. Der Beschluß, dem Bau die gigantischen Dimensionen zu geben, die ihn zur größten gotischen Kirche Deutschlands nächst dem Kölner Dom machten\*, wurde 1392 gefaßt, als Meister Ulrich aus Ensingen an die Spitze trat. Er hat sich weit über Ulm hinaus einen großen Namen gemacht. Der Historiker Ottokar Lorenz charakterisiert die Deutschen um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert allgemein hin als »ein Geschlecht, das in geistiger Beziehung tief unter seinen Söhnen und Enkeln stand und mehr durch Energie des Wollens und Vollbringens als durch Feinheit seiner Bildung ausgezeichnet war«. Auf Ulrich Ensinger paßt diese Schilderung vollkommen. Er war in seiner Kunst spröde und unliebenswürdig, aber wo er auftrat — wir werden ihn auch außerhalb Ulms tätig sehen —, verstand er es, die Bürgerschaften zum Außerordentlichen, ja Maßlosen fortzureißen. Er warf den Plan seiner Vorgänger total über den Haufen, ohne doch für den eigenen volle Freiheit zu erlangen. Durch den Chor, den er fertig vorfand, war die Breite des Mittelschiffs gegeben; er verdoppelte die Länge, machte aus der Hallenkirche eine Basilika von sehr steilen Verhältnissen und erweiterte die Seitenschiffe auf die gleiche Breite mit dem Hauptschiff. Ulrich setzte alles an die Steigerung der absoluten Dimension, ohne Rücksicht auf harmonische Proportion. Ebenso dachte er nicht an Bereicherung des Grundrisses. Sein Münster blieb eine schlichte süddeutsche Pfarrkirche, nur unwahrscheinlich groß. Die Ulmer nannten ihr Münster mit behaglichem Stolz: des Straßburgers Futteral. Es faßt 29 000 Personen, während die Einwohnerzahl der Stadt, wenn es hoch kommt, 12 000 erreichte. Vielleicht war Ulrich durch den Mailänder Dom, an dem er, vor Antritt seines Amtes in Ulm,

\* Die Flächenräume sind in Quadratmetern: Köln 6200, Ulm 5100, Straßburg 4100, Wien 3200.

eine kurze Zeit tätig gewesen ist, dazu aufgestachelt. Über dem Eingang dieser riesigsten Pfarrkirche "der Welt" sollte ein entsprechend riesiger Turm sich erheben (Abb. 110). Ulrich wußte, daß er seinen Traum nie werde vollendet sehen können. Um aber seinen Nachfolgern ein Ausweichen unmöglich zu machen, setzte er den Bau nicht, wie es sonst üblich war, vom Chor in westlicher Richtung fort, sondern begann sogleich mit dem Turm, dessen Vorhalle, eine seltsame Mischung von Trockenheit und Phantastik, er noch zu Ende führte. Ulm war für den hochstrebenden unruhigen Mann noch immer zu wenig. 1400 begann er die Erweiterung der Frauenkirche in Eßlingen, ein Jahr vorher nahm er einen Ruf nach Straßburg an. — Wir haben die Geschichte des dortigen Münsters auf dem trübseligen Punkt verlassen, wo zwischen die begonnenen Türme der Zwischenbau eingeschoben und damit vermutlich auf die Weiterführung der Fassade als einer doppeltürmigen Verzicht geleistet war (S. 40). Im Jahre 1395 kam zwischen der Stadtgemeinde und dem Bischof und Domkapitel ein Vertrag zustande, durch den die erstere, die schon im 13. Jahrhundert einen maßgebenden Einfluß auf die Bauleitung besessen hatte, alleinige Verwalterin des Bauvermögens wurde. Die Bürger wollten den Schimpf eines turmlosen Münsters nicht ertragen. Sie setzten 1399 den Werkmeister, den Schaffner und die zwei Pfleger ab, um sich dem Schwaben anzuvertrauen, dessen Entwurf für Ulm, wie es scheint, damals in aller Munde war. Der Straßburger Turm wurde nun wirklich der höchste unter allen, die das Mittelalter vollendet hat. Bekanntlich ist er aber nur einer aus dem ursprünglich geplanten Paar. Wir möchten nicht glauben, daß die Nichtausführung des zweiten als ein Schönheitsfehler angesehen wurde; den Gedanken daran Ulrich zuzumuten, wäre viel befremdlicher. Das künstlerische Gefühl hatte sich in diesem Punkte merkwürdig verändert. Der asymmetrische Einzelturm wurde von nun ab, wie zahlreiche Beispiele zeigen, so oft nicht nur geduldet, sondern auch planmäßig herbeigeführt, daß man offenbar ein Wohlgefallen an ihm gefunden haben muß.

Ebenso wird schwerlich jemand Ulrich darum getadelt haben, daß er sein Geschoß ohne den geringsten Versuch einer Kontinuität mit den Motiven des vorausgehenden, vielmehr in scharfem Bruch, auf jenes setzte, als wäre es ein ganz neues Gebäude. Harte Eigenwilligkeit, wie sich vielfältig beobachten läßt, galt damals für genial, man begann, in der Dissonanz einen Reiz zu finden. Wie anders hatte hundert Jahre früher, in sachlich gleicher Lage, der Freiburger Meister zwischen der vorgefundenen und seiner eigenen Bauidee so gelinde zu vermitteln verstanden, daß noch heute über Einheit oder Zwiefältigkeit des Entwurfs gestritten wird! Dabei besteht kein Zweifel, daß doch der Formgedanke im ganzen von Freiburg eingegeben ist. Die Überlegenheit über das Vorbild wird in einer noch schlankeren Haltung und durchsichtigeren Behandlung

gesucht. Von der ersteren aber war der Meister, als die Gerüste fielen, noch nicht befriedigt. Er setzte über den schon erreichten Abschluß ein zweites, kleineres Fenstergeschoß, höchst unorganisch offenbar, aber für sein Gefühl nicht anstößig. Die moderne Kritik hat darin lange den naseweisen Zusatz eines Nachfolgers erkennen wollen, bis Ulrichs Meisterzeichen entdeckt wurde. Oder hätte er es von Anfang an so gewollt? Auch das könnte dieser ins Barocke sich transformierenden Phase der Gotik und einem so launenhaft gewalttätigen Manne wohl zugetraut werden. Wie Ulrich über sein Vorbild und sein eigenes Besserwissen dachte, geht dann besonders aus den durch eine freie Luftschicht vom Oktogon getrennten vier Ecktürmen hervor. (Zu vergleichen besonders die Diagonalansichten.) Daß diesem Virtuosenstück ein pikanter Reiz innewohnt, wird auch heute zugestanden. (Schinkel, der kein nüchterner Kopf war, meinte freilich, daß das Ganze »wie ein Zimmergerüst« erscheine.) Damals wird es wahrscheinlich lauten Jubel erregt haben. Besonders auch der Einfall, jedem dieser vier nur symmetrisch denkbaren Nebentürme im Detail doch sehr verschiedene Grundrisse zu geben und in jeden — eine offen sichtbare Wendeltreppe zu legen. (Dazu in einem eine sogenannte Vexiertreppe, d. h. zwei Läufe, die so angeordnet sind, daß zwei Personen, ohne einander ansichtig zu werden, gleichzeitig auf- und niedersteigen können.) — Als Ulrich starb (1419), fehlte noch der Helm. Er wurde von einem andern ausgeführt und anders, als Ulrich es gewollt hatte. Aber wir besitzen noch seinen Entwurf\*. Derselbe modifiziert das Freiburger Vorbild in der Weise, daß die Pyramide an ihrem Fuß mit einer konkaven Einziehung anläuft, während die Kanten mit kleinen Fialen (wie Wachskerzen auf einem Weihnachtsbaum) besetzt sind, wodurch ein reicher Schwung der Umrißlinien entsteht, der seinen Vorklang schon in den durchflochtenen Kielbögen über den Hauptfenstern des Oktogons hatte. — Vergleichen wir in Ulrichs Entwicklung die Ulmer Epoche mit der Straßburger, so zeigt sich eine bemerkenswerte Veränderung: in Ulm dachte er noch im Geiste des 14. Jahrhunderts, in Straßburg nahm er die Wendung zur Spätgotik als einer der einflußreichsten Führer auf der neuen Bahn. Sein Sohn Matthias mochte darauf gerechnet haben, des Vaters Entwurf auszuführen. Die Stadtregenten jedoch verlangten in charakteristischer Vorsicht eine Beratung mit auswärtigen Sachverständigen. Darüber entstanden Differenzen. Matthias Ensinger verließ Straßburg, ging in die Schweiz, erbaute das Münster in Bern, machte Entwürfe zum Münster im üchtländischen Freiburg und zur Stiftskirche in Luzern. — In Straßburg wurde indessen ohne Pause weitergebaut. Der neue Werkmeister war Johannes Hültz aus Köln. Sein im Münsterarchiv aufbewahrter erster Entwurf schließt sich den oberrheinischen

\* Mindestens sehr wahrscheinlich. Er liegt im Archiv des Berner Münsters, wohin ihn nur Ulrichs Sohn Matthias verschleppt haben kann.

Formen an. Aber nicht dieser wurde zur Ausführung angenommen, sondern ein zweiter, ganz origineller, aus dem die heute bestehende Turmpyramide hervorgegangen ist (Abb. 103—106). Die durch Ulrichs Schnecken-turm zu einem phantastischen und zugleich bequemen Abenteuer gemachte Turmersteigung scheint den Bürgern über alles reizvoll geworden zu sein. Hültz setzte nicht nur den Weg in die Pyramide fort, er umkränzte sie in acht Schichten mit kleinen Treppengehäusen, so angeordnet, daß man aus dem einen in das andere übersteigend sich in einer Spirallinie bis zur höchsten Spitze hinaufwindet. Auf jeder Rippe sitzen sechs solcher Türmchen, alles zusammen sind es 52. Auf der Spitze ein kolossales steinernes Marienbild, Stadt und Land weit hinaus segnend. Das charakteristisch Spätgotische an Hültzens Helm ist, außer seiner Bizarrerie, die Verdeckung des konstruktiven Gerüsts. Die im heutigen Bilde so auffallenden, sägeartig scharfen Absätze lagen allerdings nicht in der Absicht: alle Türmchen, wie auch die großen Schnecken des Oktogons hätten noch eine kleine Spitzpyramide erhalten sollen, die dem Umriß des Ganzen etwas duftig Verschwimmendes gegeben hätten. — Dieser Turm ist es — nicht das dem Empfinden des ausgehenden Mittelalters schon sehr entfremdete Schiff des 13. Jahrhunderts —, der dem Straßburger Münster den Namen des achten Weltwunders eintrug. Die Liste der Bewunderer läuft ununterbrochen von dem Sekretär des Baseler Konzils Enea Silvio Piccolomini, nachmals Papst Pius II., bis auf den jungen Goethe. Am Anfang des 16. Jahrhunderts schrieb der Elsässer Wimpfeling in seiner vielgelesenen *Germania* im Stil humanistischer Rhetorik: »Wer vermöchte genugsam zu bewundern, genugsam zu loben den Straßburger Turm, der mit seinem Meißelwerk, seinen Statuen, seinen Königsbildern alle Gebäude Europas leichtlich übertrifft. Ein Wunder ist es, wie solche Massen zu solcher Höhe aufgetürmt werden konnten. Würden die alten Autoren wieder lebendig werden, sie würden bekennen, daß Skopas, Phidias, Archimedes, der Dianatempel von Ephesus und die Pyramiden Ägyptens von uns besiegt worden sind.« — Die Geschichte des Straßburger Münsterturms zeigt schlagend, daß im 15. Jahrhundert die altgewohnte Wegrichtung der gotischen Kunst von West nach Ost sich umgedreht hatte. Nicht mehr Schwaben wird durch den Oberrhein, sondern der Oberrhein vom Osten befruchtet. Der kostbare Schmuck, der zuletzt noch dem Münster mit der Laurentiuskapelle hinzugefügt wurde, rührt von einem Meister von Landshut her, und das Münster in Thann, die Perle der spätgotischen Architektur des Elsaß, hat viel Schwäbisches an sich. Der vergrößerte Chor des Freiburger Münsters wurde von Johannes von Gmünd (aus der Parlergruppe) begonnen. Demselben gehört die Wiederherstellung des im Erdbeben von 1357 schwer beschädigten Baseler Münsters. Von des jüngeren Ensinger Tätigkeit in der Westschweiz war schon die Rede. Das Vordringen des

deutschen Einflusses in diese früher eine Seitenlinie der burgundischen Architektur bildenden Gebiete zu einer Zeit, in der sie politisch langsam von Deutschland sich abzulösen begannen, ist sicher bemerkenswert. Ebenso, daß schwäbische Werkmeister — Ensinger war nicht der einzige — nach Mailand gerufen wurden.

Kehren wir nun zum schwäbischen Zentrum, nach Ulm, zurück. Ulrich Ensingers Schwiegersohn, Sohn und zwei Enkel beerbten sich nacheinander in der Bauleitung. 1471 wurden die Gewölbe des Mittelschiffs geschlossen \*. Wie er nun fertig stand, entsprach der Innenraum dem Geschmack dieser Zeit schon nicht mehr. Er war starr, kalt, ganz unmalerisch, wenn auch so gewaltige Abmessungen ihre Wirkung niemals verfehlen können. So schritt man um die Wende zum 16. Jahrhundert zu einer Korrektur: die Seitenschiffe wurden geteilt, die dreischiffige Anlage also in eine fünfschiffige verwandelt; vorher muß das Mittelschiff eng gewirkt haben, erst jetzt rückte es in den richtigen Maßstab ein. — Nach dem Aussterben der Ensinger wurde 1474 dem Matthäus Böblinger die Weiterführung des Turms, dessen Vollendung allein noch ausstand, übertragen. Er hatte an der Seite seines Vaters seinen Ruf durch den Liebfrauenturm in Eßlingen begründet. Vor allen andern Derivaten des Freiburger Typus erreicht dieser die höchste Anmut. Dem von Ulrich Ensinger herrührenden ersten Entwurf war sie noch nicht eigen, sie ist erst durch die feinfühligte Anpassungsgabe der Böblinger hineingebracht. Stilgeschichtlich interessiert die so bewußt asymmetrische Komposition. Nur eine einzige Schneckenstiege, an der vorderen rechten Ecke emporsteigend bis zum Beginn des Oktogons, dann auf die andere Seite übersteigend; der zierliche Helm dem Freiburger Motiv näher stehend als dem von Ulrich Ensinger geschaffenen Typus. — In Ulm wurde Böblinger nicht von seinem Genius, aber von seinem Glücksstern verlassen. 1492 begann der Turm Risse zu zeigen und sich zu senken. Die Schuld lag an der ungenügenden Fundamentierung durch den ersten Meister, Ulrich Ensinger, der Zorn des Volkes aber wendete sich gegen Böblinger, der mit seinem Leben büßen sollte. Er rettete sich noch durch die Flucht. Seinem Nachfolger gelang es, das Gefährdete zu sichern, weitergeführt wurde die Arbeit nur zögernd und 1529 gänzlich eingestellt. Nach dem von Böblinger hinterlassenen eingehenden Riß (in etwas gesteigerter Höhenabmessung) ist der Turm in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts vollendet worden (Abb. 109). Auf der Höhe von 71 m war er liegengeblieben, nun erreicht er 151 m, womit er seine bisherigen Rivalen, die Türme von Straßburg und Wien, übertrifft, die Kölner beinahe erreicht. Wie in Straßburg, war Ensingers Entwurf vom klassischen Musterturm, dem Freiburger, ausgegangen, mit der Veränderung, daß der Turm nicht vor die Fassade gesetzt

\* Nur in den ältesten, östlichen Jochen Kreuzgewölbe; weiterhin Tonne mit Stichkappen und aufgelegten Rippen.

ist, sondern aus ihr herauswächst, die beiden östlichen Ecken einfach auf die ersten Schiffspfeiler gesetzt. Es ist kaum anders zu nennen als eine renommistische Verwegenheit, da ihr ein architektonischer Gewinn nicht gegenübersteht. Die zwischen die vorspringenden Strebepfeiler gelegte offene Torhalle ist ein Bild für sich; ihr oberer Abschluß durch ein Pultdach mit waagerechtem Gesims (ebenso in Eßlingen) wirkt ungemein hart; die klassische Gotik hätte hier zur Überleitung Wimperge verlangt. Wenn an dem Turm, wie er schließlich geworden ist, dem Kolossalen sich Anmut vermählt, so ist dies das Verdienst Böblingers. Ganz im Sinne der Spätgotik ist es, daß die drei Hauptabschnitte — der vierseitige Unterbau, das Oktogon, der Helm — sich nicht scharf gegeneinander absetzen; in allen Ansichten des Turmes, den frontalen wie den diagonalen, bleibt der Umriß in gleichmäßigem Fluß. Das Wimpergmotiv (das z. B. an den Kölner Türmen eine so große Rolle spielt) fehlt auch den oberen Stockwerken. Dafür sind andere Mittel gefunden, ihnen eine pflanzenhafte Geschmeidigkeit zu geben.

Im Vergleich mit Ulm hält sich im übrigen Oberschwaben der Kirchenbau konservativ. Zwischen der Donau und den Alpen wurde mehrfach noch immer mit flacher Decke gebaut, z. B. in den sehr angenehmen Räumen der Stephanskirche in Konstanz, der Pfarrkirche in Saulgau, der Stiftskirche in Münsingen, der Martins- und Frauenkirche in Memmingen, der sehr stattlichen Hauptpfarrkirche in Kaufbeuren. Unter den wenigen Hallenkirchen sind die besten zweischiffig: Dominikaner in Augsburg, Kreuzherren in Memmingen. Einen basilikalen Neubau von Aufwand errichteten im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts das Kloster Ochsenhausen und das begüterte Reichsstift St. Ulrich und Afra in Augsburg. Es ist bemerkenswert, wie hier der Binnenraum, trotz steiler Proportionen, keinen rechten Bewegungsschwung mehr besitzt. An Details lernt man das »gotische Rokoko« von seiner unerfreulichen Seite kennen. Der Name des Erbauers Burkhard Engelberger stand in Oberdeutschland hoch in Ehren.

Einen gepflegten und heiteren Garten der Spätgotik finden wir im Lande der Grafen von Württemberg. Die Regierung Eberhards im Bart (1459—1496) sah eine kunstfrohe Betriebsamkeit, wie sie in diesem Lande keine frühere und spätere Zeit erlebt hat. Die Reichsstädte Eßlingen und Reutlingen hatten ihre beste Zeit schon hinter sich, alles ging vom Fürsten aus. Die württembergische Bauschule macht keine Prätionen. Durch Größe sind die Bauten nicht ausgezeichnet — auch nicht die drei, die gegen die andern die größten sind, die Stiftskirchen in Stuttgart, Tübingen und Urach —, aber die Fülle dessen, was in den Kleinstädten und Dörfern durch Umbau, Anbau und auch Neubau damals geschaffen wurde, ist sehr beträchtlich, ein ausnehmend tüchtiges, auch in die bescheidensten Aufgaben liebevoll sich versenkendes Wesen waltet in allem.

Wir lernen ein hochentwickeltes Steinmetzhandwerk kennen. In keinem Teile Oberdeutschlands haben sich spätgotische Ausstattungsstücke in solcher Menge erhalten. Zierliche steinerne Kanzeln und Taufen sind selbst in Dorfkirchen keine Seltenheit. Wo landesherrliche Munifizenz mithalf, entstanden auch aufwändige Prachtstücke (am vollständigsten und einheitlichsten erhalten die Ausstattung der Stiftskirche in Urach; ein Wunder subtiler Meißelarbeit das heilige Grab in Reutlingen). Die am meisten beschäftigten Architekten waren Peter von Koblenz (Koblenz im schweizerischen Aargau) und Aberlin Jörg. Jener stand im Dienste der Uracher, dieser in dem der Stuttgarter Linie, bis diese in den letzten Jahren Eberhards sich vereinigten. Den lokalen Traditionen widerspricht es, daß Peters Hauptwerk (Urach) als Basilika angelegt war, während Aberlin Jörg in Stuttgart, Cannstatt, Marbach, Weilderstadt usw. den Hallenbau anwendete, durch tiefe Seitenkapellen gewissermaßen fünfschiffig erweitert, die Gewölbe nach der Mitte staffelförmig aufgehöhht, das Raumbild behäbig breit und malerisch. Von Peter wären noch die schönen Chorbauten in Blaubeuren, Münsingen, vielleicht auch Tübingen (Abb. 68) und die Kirche in Weilheim zu nennen. Sehr lang ist die Liste der Dorfkirchen, die sein und Jörgs Meisterzeichen tragen. Nicht lange darauf sollten Bauernkrieg und Reformation die Baulust auf diesem Gebiete tödlich lähmen. Sie hat in Württemberg selbst noch im 18. Jahrhundert kein richtiges Leben mehr gewonnen.

#### BAIERN.

Für die Alpenvorlande zwischen Lech und Salzach, die heutigen Provinzen Ober- und Niederbayern, brachte die Spätgotik ein Emporschnellen der Bautätigkeit, das in der Architekturgeschichte Deutschlands ohne Beispiel ist. Auf der Denkmälerkarte des vorangegangenen Jahrhunderts bilden sie einen großen weißen Flecken. Sie begannen gotisch zu bauen erst, als die eigentliche Gotik zu Ende war, nun aber mit einer Tatkräftigkeit, die das letzte Jahrhundert des Mittelalters zum ersten goldenen Zeitalter der bairischen Baukunst machte. (Das zweite war die Barockzeit.) Bis dahin war Bayern ein Land ohne Städte gewesen, wenn man die alten Bischofstädte an der Donau, die geschichtlich eine Sonderstellung einnahmen, in Abzug bringt. In Freising und Eichstätt hat sich um die bischöflichen Kurien ein nennenswertes städtisches Leben nicht entwickelt. Anders wurde es erst, als die landesherrlichen Städte Landshut, Straubing, Ingolstadt, München zu Kraft kamen. Sie, und nicht mehr Regensburg, sind die Herde der neuen Bewegung. Doch will uns scheinen, daß diese rationalistische wirtschaftsgeschichtliche Erklärung nicht ausreicht. Es muß etwas in der inneren Beschaffenheit der Spätgotik gewesen sein, das sie in besonderer Weise dem bairischen